

Zeitschrift: Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift
Band: 62 (1983)
Heft: 12: Willi Ritschard

Artikel: Die letzte Rede von Bundesrat Willi Ritschard an der Olma 1983 : das Vermächtnis : von der Gemeinsamkeit in der Schicksalsgemeinschaft
Autor: Ritschard, Willi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-340035>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Vermächtnis: Von der Gemeinsamkeit in der Schicksalsgemeinschaft

Im Gegensatz zu vielen andern Einladungen hat es im Bundesrat noch nie Streit darüber gegeben, *dass* man die Olma besucht. Die Olma ist ein nationaler Anlass, und ein Bundesrat ist hier mehr als etwas zusätzliche Folklore! Ich könnte mir aber sehr wohl eine Diskussion darüber vorstellen, *welcher* von uns sieben an die Olma gehen darf.

Nach St. Gallen, dieser schönen, fortschrittlichen und gastlichen Metropole der Ostschweiz, kommt man ohnehin gerne, obwohl sie sich ihren eigenen Bundesrat «hält».

Und die Olma empfindet wohl nicht nur ein Bundesrat als eine heimelige und warme Ausstellung. Man geht von hier beglückt und mit der Hoffnung nach Hause, dass die «heile Welt» noch eine Weile hält.

Ich empfinde es jedenfalls als ein schönes Abschiedsgeschenk meiner Kollegen, dass ich heute hier sein darf. Meistens ist der Bundesrat ja eher ein missverständlicher Beglückter. Aber in meinem Falle habe ich ihn richtig verstanden. Wenn ein Bundesrat heute mit seinen Reden ernst genommen werden will, muss er schwere Zeiten ankündigen. Besonders ein Finanzminister muss das tun. Allerdings glaubt ihm nur noch selten jemand. Wahrscheinlich haben Worte des Finanzministers sehr viel Gewicht — deshalb gehen sie auch immer gleich unter.

Und der Rufer in der Wüste hat ja meistens Stimmbruch. Deshalb werde ich nicht vom Geld reden. Es gibt auch ohne Geld Unglück genug.

Unsere Form von Demokratie — und ich beklage mich nicht etwa — gibt der Regierung wenig Platz zu regieren. Wenn bei uns etwas nach «regieren» aussieht, beweist das in der Regel nur, dass der Bundesrat richtig gehofft hat.

Die Regierung — ich habe das einmal an einer amerikanischen Universität zu erklären versucht —, die Regierung ist bei uns das Volk. Das Volk stellt in unserer Form von Demokratie die grundsätzlichen Weichen für den Staat mit den Verfassungsänderungen. Und es beschliesst über das Referendum sehr oft auch über viele kleine Schritte. Es wird zwar gelegentlich behauptet, nicht das Volk regiere, sondern derjenige, der das Volk für sich zu gewinnen vermöge. Aber unser Volk hat in der Geschichte unserer Demokratie im allgemeinen immer wieder ein gesundes und selbständiges Urteilsvermögen bewiesen.

Eines ist aber richtig:

Unser Regierungssystem ist bedächtig. Gelegentlich — und in jüngster Zeit eher häufiger — überstürzen sich die Entwicklungen auf allen Gebieten im guten und auch im andern Sinn. Probleme häufen sich. Sie werden auch rascher wirksam und oft auch rasch gefährlich.

Ich weiss schon, dass die ganze Beschleunigung von Menschen gemacht ist. Aber trotzdem scheint das menschlichste Gemeinschaftswerk, die Demokratie, gelegentlich fast nicht mehr fähig zu sein, dieses Tempo einzuhalten.

Der Mensch wird laufend von seinen Taten und Werken überholt. Die Innovationsfreude — das jüngste eidgenössische Reizwort —, ich meine den raschen Wandel, dem der wirtschaftende und konsumierende Mensch heute ausgesetzt ist, hat nicht die entsprechende Aktionsfreude des *politischen* Menschen zur Folge.

Unsere Werke eilen uns davon. Wir haben immer weniger Zeit, aus Fehlern klug zu werden. Nicht nur Zeit beginnt zu fehlen. Es wird auch immer mühsamer und schwieriger, Fehler zu korrigieren.

Ein ausgerottetes Tier rettet keiner mehr. Eine ausgestorbene Pflanze ist vielleicht noch ein Stichwort im Lexikon.

Wir opfern für den Wohlstand die Wohlfahrt.

Ich muss das nicht weiter ausmalen. Zeiten wie die unseren — so kommt es gelegentlich einem Manne in meinem Alter vor —, Zeiten wie die unseren können sich fast nur deshalb entwickeln, weil die menschliche Vorstellungskraft nicht ausreicht, sich sie vorzustellen.

In dieser etwas düsteren Vorstellung beginnt allerdings ein

kleines Licht zu leuchten: Zwar geht der grössere Teil unseres Volkes immer noch geradeaus auf dem gewohnten, aber eben gefährlich gewordenen Pfad.

Aber kleine Minderheiten leiten langsam eine Schwenkung ein. Und das ist eine Hoffnung.

Es waren immer nur wenige und einzelne, die die Menschheit in neue Richtungen gedrängt haben.

Das erleben wir auch in unserer Zeit.

Langsam zwar. Nur der Leichtathlet meint eben, er müsse immer *über* die Latte. Der Politiker geht aber ganz gerne auch unten durch. Die Demokratie ist eben die Staatsform der Geduld.

Das werden auch die Ungeduligen nicht ändern.

Ich will diese langsame Entwicklung unseres Bewusstseins illustrieren:

«Jede Leiche belebt die Zeitung» ist ein alter Sensationsgrundsatz. Vor etwa 25 Jahren hat man von den ersten grösseren Fischsterben gelesen. Tote Fische ergaben Schlagzeilen. Sie haben uns aufgerüttelt und beschäftigt. Heute haben Berichte über solche Umweltschäden allmählich den Charakter von Sensationen verloren. Dank dem Gewässerschutz sind sie zum Glück auch seltener geworden. Heute beschäftigt uns der «sterbende Wald». Und langsam wird das Umdenken nicht mehr einfach nur eine Beschwörungsformel. Es *wird* umgedacht.

Aber wir brauchten dazu unsere Ungeduligen und Drängenden. Solche Menschen sind immer unbequem. Dem Bürokraten ist der Briefbeschwerer oft wichtiger als der Beschwerdebrief. Und auch mancher von uns ist da auch nicht besser.

Leute, die der Zeit vorausseilen, werden fast immer zur Zielscheibe von Verfolgern.

Aber — ich wiederhole es — wir brauchen die Ungeduldi-

gen. Wir sollten sie nicht nur tolerieren. Wir sollten sie — vielleicht mehr als je — als Vorreiter ansehen, die uns die Lage bewusst machen und uns zum Handeln zwingen. Jede Religion hat einmal als Ketzerei angefangen.

Solange kein Abgrund in Sicht ist, seilt sich in der Regel niemand an. Die mühsame Geschichte unserer Umweltschutzgesetzgebung zeigt es. Sie zeigt aber immerhin, dass man sich für alle Fälle mit einem Seil ausrüsten will.

Und wie rasch sich aber gerade auf diesem Gebiet immer neue Notwendigkeiten ergeben, zeigt die Tatsache, dass man dem neuen Umweltschutzgesetz einen sogenannten «Seveso-Artikel» anhängen musste wegen der giftigen Abfälle. Im bundesrätlichen Entwurf figuriert dieser Artikel nicht. Die Vorlage war eben vor der Odyssee mit den Seveso-Fässern entstanden, die halb Europa zu einer wilden Jagd veranlasst hatte. Der Bundesrat war ein paar Monate früher noch im guten Glauben, er habe an alles gedacht und dem Parlament ein modernes, progressives Gesetz zugeleitet.

Aber wir hatten doch nicht alles vorausgesehen: Selbst die Jakobinermütze wird in unserer Zeit rasch zu einem alten Hut. Wir wollen hoffen, dass uns das Gesetz nun für alle Eventualitäten wappnet, nachdem auch die Umweltschutzverbände in den Rang von gesetzlich legitimierten Wächtern erhoben worden sind. Wir brauchen hier Aufpasser und beredte Prediger, die einen gelegentlich sogar Sünden bereuen lassen, die man gar nicht begangen hat.

Unsere Land- und Milchwirtschaft ist *der* Wirtschaftssektor, der direkt in die Umwelt gestellt ist. Er kann nur aus einer gesunden Umwelt den grössten wirtschaftlichen Nutzen ziehen. Da treffen sich die ver-

meintlichen Gegner — Wirtschaft und Umwelt — im gemeinsamen Interesse.

Unsere 180 000 Mitbürgerinnen und Mitbürger, die in der Landwirtschaft arbeiten, machen zwar nur noch 6 Prozent der Erwerbstätigen aus, oder nicht ganz 3 Prozent der Bevölkerung.

Aber unser Land ist immer noch bäuerlich geprägt. Meine Generation — sie ist unterdessen zur Grosselterngeneration geworden — ist jedoch die erste, die «entwurzelt» ist. Hier darf ich das wirklich so sagen. Wir sind die letzte Generation, die noch den Schuh in der Stalltür hatte. Wir haben noch Geschwister, Verwandte, Bekannte auf Bauernhöfen. Wir fühlen noch Wurzeln. Manche sehnen sich noch zurück. Auf jeden Fall übertragen wir unsere Gefühle auf ein Wohlwollen gegenüber bäuerlichen Sorgen und Wünschen. Das kann sich vielleicht ändern, wenn einmal diese Beziehungen abgebrochen sind. Wir könnten uns auseinanderleben.

Schon heute ist die Nostalgie nach dem Landleben etwas ganz anderes als die Wirklichkeit des Bauernalltags. Der Hof erwacht nicht mehr vom Hahenschrei, sondern vom Melkmaschinen-Kompressor.

Zwar besingt der Jodler-Club aus dem Hochhausviertel noch ergriffen den «Grossätti» beim «Tängele». Aber sein Enkel feilt mit einer Maschine die Ketensäge. Das ist eine andere Harmonie.

In Schillers Drama hält der Tell in der hohlen Gasse eine Anklagerede, bevor er den Gessler erschießt. Sie enthält das Zitat: «In gährend' Drachengift hast du die Milch der frommen Denkart mir verwandelt.» Unterdessen ist die Milch hygienisch einwandfrei geworden und der Milchverband hat die fromme Denkart längst zur «frommen Lenk-Art» gemacht.

Auch in der hohlen Gasse ist die Gefahr vorbei. Da begegnet man höchstens einem Finanzminister mit der hohlen Hand. «Bauern» ist nicht mehr geruh-sam. Der Produktivitätszwang beherrscht Stall und Feld und Wald. Alles Wirtschaften ist auch hier getrieben vom Zwang nach Leistung, Ertrag und Gewinn.

Mit einer Zeitverschiebung geht aber auch unsere Landwirtschaft über zur industriellen Produktionsweise. Sie übernimmt dabei die rationellen Fertigungstechniken. Die werden immer wichtiger. Vor allem seit laufend bestes Ackerland überbaut wird, und aus weniger Boden eher mehr Menschen zu ernähren sind.

Doch die Landwirtschaft übernimmt auch — und das macht mich nachdenklicher — vereinzelte Elemente der industriellen Verschleisswirtschaft. Und das ausgerechnet in einer Zeit, da die Industrie die langsame Wende einleitet.

Diese Wende in der Industrie ist aber eigentlich nichts anderes als die Fortsetzung des alten bäuerlichen und forstlichen Produktionsdenkens und -handelns.

Die Wende zum Grundgesetz der *Nachhaltigkeit*.

Die Nachhaltigkeit ist am eindrücklichsten in unserer Forstgesetzgebung und ihren Auswirkungen zu sehen. Die Wälder des Landes sollen nicht schwinden. Sie sollen über die Jahrzehnte mindestens gleichbleibende Ernten abwerfen. Das ist das Denken und Handeln in grossen Kreisläufen.

Die Forstgesetzgebung entstand seinerzeit aus teils katastrophalen Zuständen des Raubbaus, der Rufen und Überschwemmungen. Nun steht unter Umständen eine ähnliche Zeit bevor, mit andersartigen Bedrohungen. Ich habe sie schon erwähnt.

Nachhaltigkeit ist mehr als eine Nutzungsart für Feld und Wald. Sie kann schliesslich eine Frage des Lebens sein. Denn man braucht nicht studiert zu haben um zu merken, dass es auf einer endlichen Erde nichts Endloses geben kann. Ich will da die menschlichen Dummheiten ausklammern. Dummheit kennt keine Grenzen.

Unsere Zukunft wird von der Frist bestimmt, bis uns die Frage nach dem Überleben gestellt wird. Dann müssen wir eine Antwort haben. Die Natur wird sich zwar in jedem Fall selber helfen. Sie überlebt auch ohne Wald und Tier. Aber das könnte für uns höchst brutal herauskommen.

Nachhaltigkeit erzielen ist die grosse Herausforderung, die unsere ganze Innovationsgabe beansprucht. Von den Energietechniken bis zur sozialen Sicherheit, zur Elektronik, zur Medizin, zur Infrastruktur.

Nicht allein die Nachhaltigkeit der Ernährungsbasis gehört dazu. Wir können uns nicht mit Wein trösten, wenn das Wasser verseucht ist. Es geht ebenso um die Nachhaltigkeit der Arbeitsplätze, der Erholungsmöglichkeiten, der Bildungsqualität und aller andern Bereiche der Wohlfahrt.

Ich habe mein Weltbild als Arbeiter erworben, auch wenn inzwischen die Politik daran herumgefeilt hat.

Wenn die Unsicherheiten im bäuerlichen Leben vorwiegend von der Natur bestimmt werden, ist die Unsicherheit des Arbeiters zur Hauptsache etwas, das Menschen gemacht haben.

Deshalb gibt es im Leben eines Arbeiters auch mehr Zukunftsangst und ein stärker ausgeprägtes Bedürfnis nach Sicherheit. Nach sozialer Sicherheit. Es gibt im Leben des Arbeiters, das so stark von Menschengemachtem bestimmt ist, auch mehr Bitterkeit. Denn was

Menschen tun, das können sie auch anders tun.

Diese Angst und die Bitterkeit werden in unserer Zeit mehr denn je empfunden. Über 30 Millionen Menschen sind in den westlichen Industriestaaten arbeitslos. Die meisten von ihnen sind durch eine menschengemachte Technik um ihren Arbeitsplatz gebracht worden. Und Arbeitslosigkeit ist nicht allein ein wirtschaftliches Problem, sondern auch ein zutiefst menschliches. Es gibt nicht nur viele ältere Arbeitslose ohne Hoffnung (auch bei uns). Es gibt — vielleicht weniger bei uns — auch Millionen von Jugendlichen ohne Hoffnung. Daraus entsteht Bitterkeit.

Wir sollten uns nicht nur darum kümmern, dass wir die Arbeitslosen unterstützen können. Vielleicht glauben wir, mit Geld mit diesen Menschen fertig zu werden. Aber wir müssen auch fragen, wie diese Arbeitslosen mit uns fertig werden. Mit unsern freiheitlichen Einrichtungen, wie wir sie im Westen kennen.

Schon einmal hat Arbeitslosigkeit zu Diktatur und von da direkt in einen gewaltigen Weltkrieg mit Millionen Toten und einem unermesslichen Elend geführt, an dem wir heute noch tragen. Das darf nicht mehr geschehen. Was Menschen tun, können und müssen Menschen auch ändern wollen.

Ich will sofort beifügen, dass das Schicksal unserer Bauern auch nicht mehr allein von den Launen der Natur abhängig ist. Auch der Bauer ist nicht mehr der freie und sichere Mann, den der Arbeiter aus der Stadt beneiden mag.

Wie der Arbeiter steht auch der Bauer mitten drin in einer Wirtschaft, die keine Grenzen mehr kennt. Wie für den Arbeitnehmer sind auch für den Bauern Schutzgesetze notwendig geworden. Der schweizerische Steuerzahler muss die Käseaus-

fuhr subventionieren, weil der ausländische Steuerzahler auch seinen Bauern die Käseausfuhr ermöglichen muss. Bei vernünftigem Handeln wäre da wohl vieles ganz einfach zu korrigieren. Aber mit Vernunft reagieren wir meistens erst dann, wenn alle andern Möglichkeiten erschöpft sind. Und Vernunft kann sowieso nur einer annehmen, wenn er auch welche hat. Aber ich will mich nicht in die landwirtschaftliche Schutzgebung einlassen. Dieses Thema ist abendfüllend oder mehr.

Aber über einiges müssen wir wohl schon nachdenken. Wir sind ja alle Anhänger einer Wirtschaft, die sich am Markt orientiert. Wir steigern überall — nicht nur beim Bauern — die Produktivität, um auf diesem Markt zu bestehen. Aber mit jedem dieser Produktivitätsfortschritte werden wir neuen Begleiterscheinungen ausgeliefert. Der Arbeitnehmer mit der Arbeitslosigkeit, der Bauer mit seinen Überschussproblemen. Und langsam spüren wir alle — vor allem auch an den Umweltproblemen —, die etwas mit

dem ständigen Ruf nach «mehr und besser und rascher und billiger» zu tun haben, dass der Preis des Wohlstandes langsam unbezahlbar werden könnte.

Deshalb müssen wir mehr und mehr um öffentliche Begrenzung der schädlichen Auswirkungen kämpfen.

Und dabei tritt der Staat in Erscheinung.

Der gleiche Staat, den wir so gerne als Gegenüber empfinden und den wir um so mehr kritisieren, je mehr wir ihn offensichtlich brauchen.

Man sagt fast nur noch «der Staat». Keiner spricht mehr von «unserem Staat». Wie aber soll ein Staat, der immer wie mehr von sich weggeschoben wird, ein Staat, von dem sich der Bürger entfremdet, wie soll dieser Staat den Schaden abwenden, den uns der Wohlstand, und das, was ihn erzeugt hat, gebracht hat?

Wir werden wohl wieder viel stärker lernen müssen, dass wir eine Schicksalsgemeinschaft bilden. Eine Gemeinschaft, die ihre Organisation braucht,

wenn sie Böses von uns abwenden soll.

Bedrohung, das war für uns lange immer nur eine Bedrohung von aussen. Von Menschen und Waffen. Wir brauchen eine Landesverteidigung — und haben sie auch —, die uns vor dieser Bedrohung schützen muss.

Aber nun treten andere, innere Arten der Bedrohung auf. Man kann mit ihnen nicht fechten und auch nicht verhandeln.

Hier geht es um die Substanz unseres Landes, genau die Substanz, die mit der Landesverteidigung geschützt werden soll.

Unser Volk — ich weiss, dass das ein grosses Wort ist und sehr oft auch ein leeres Wort — aber unser Volk ist wirklich vor neue, ganz neue Proben gestellt.

Wenn wir uns zusammenfinden, wenn wir auch wieder die Gemeinsamkeit der Schicksalsgemeinschaft empfinden wie immer, wenn unser Land in Not war, dann bin ich zuversichtlich, dass wir auch die neuen Bedrohungen bestehen werden.

Predigt für Willi Ritschard von Pfarrer Hans Weber in der reformierten Kirche Luterbach

Üsne Ching z'lieb

Liebi Truurfamilie,
liebi Truurgmeind,

I ha lang überleit und gwährweiset, was für ne Text, dass i mire Predig söu vorastöue. A Prophetewort hani zerschdänt: A Wort vom Prophet Amos öppe, wo i träfe, markante Wort s'Unrächt vo sire Zit aprangeret und bekämpft het. Zwar het dä Kampf für Grächtigkeit und für die sozial Schwache au vo A bis Z zum Willi Ritschard ghört. Aber es

het mi de doch dunkt, die Prophetewort bringi zweni umfassend das zum Usdruck, was üs hüt bewegt, und was dr liebi Verschorbeni dr Familie, de Fründe, üs allne bedütet het. So bini de schliesslich ufene Abschnitt us dr Aposchtugschicht gtosse. Es heisst dort: Apostelgeschichte 4, 32–35:

Die ganze Gemeinde war ein Herz und eine Seele. Wenn einer Vermögen hatte, be-

trachtete er es nicht als persönlichen Besitz, sondern als Eigentum aller. Mit grosser Überzeugungskraft verkündeten die Apostel, dass Jesus vom Tod auferstanden sei, und Gott beschenkte alle reich mit seiner Gnade. Niemand aus der Gemeinde brauchte Not zu leiden. Von Zeit zu Zeit verkaufte einer sein Grundstück oder sein Haus und brachte den Erlös zu den